

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich.

Nr. 16

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. August 1951

**INHALT:** Fragen der kirchlichen Methoden (zum Buch von P. Lombardi «Per un mondo nuovo»): Was würde Christus heute tun? — Kräfte und Hilfskräfte der Zentralleitung — Einheit innerhalb der Länder, Diözesen, Pfarreien — Kritische Bemerkungen zum Aktionsprogramm und zur Zentralisation — Anerkennung des Reformoptimismus.

**Weltanschauliche Diskussion zwischen Emigranten:** 1. Bild der tschechischen Emigration: Katholiken in der Masaryk-Republik — In der «befreiten» Tschechoslowakei — Die Katholiken in der Emigration. 2. Der Brief der «Accademia Cristiana dei Esuli cecoslovacchi»: Die christliche Weltanschauung — Ethik ohne metaphysische Begründung — Utilitaristische Ethik — das Grundübel.

**Indien: Lage und Aussichten des Christentums:** Das bisherige Schema — Die Situation in heutiger Schau — Mängel und Forderungen.

**Ex urbe et orbe: Semaine sociale: Gesundheit und Staat** — Das neue tschechoslowakische Familienrecht.

**Buchbesprechungen:** Becher — Bauhofer — Kühner.

## Fragen der kirchlichen Methoden

P. Lombardi\* behandelt im zweiten Hauptteil seines Werkes «Per un mondo nuovo» die Fragen der Methode und Taktik, mit welchen ein neues christliches Zeitalter herbeigeführt werden könnte. Er gibt diesen Fragen ein besonderes Gewicht. Das ist schon rein äusserlich aus der Tatsache ersichtlich, dass 430 Seiten seines Buches davon handeln. Das innere Gewicht der Frage wird durch die kühne Behauptung des Verfassers sichtbar, er wolle in diesen Kapiteln die Antwort auf die Frage versuchen, was Christus heute tun würde: «Mi sono domandato: che cosa direbbe e compirebbe (Gesù) pel bene dell'umanità contemporanea? Il libro vorrebbe proprio interpretare ciò che farebbe Gesù», «Ich habe mich gefragt: Was würde Er sagen und tun für das Wohl der heutigen Menschheit? Dieses Buch möchte gerade das erklären, was Jesus tun würde» (274).

Der Verfasser geht von zwei Tatsachen aus. Einerseits verfügt der Katholizismus über grosse Kräfte. Er zählt 400 Millionen Gläubige und 1,2 Millionen Ordensleute, die ihre Arbeitskraft völlig zur Verfügung stellen. «Fulltimer» würden sie nach der Terminologie Frank Buchmans genannt. Trotz dieser Kräfte ist andererseits die Tatsache nicht zu bestreiten, dass der Katholizismus auf vielen Gebieten praktisch fast ohne Einfluss ist. Lombardi sieht die Ursache dieses Missverhältnisses im Mangel an Planung und einheitlichem Vorgehen. Er unternimmt dementsprechend den Versuch, eine Art neue Truppenordnung auszuarbeiten und einen Generalstabsplan der Ecclesia militans zu entwerfen. Es ist unmöglich, in einem kurzen Artikel auf Einzelheiten einzugehen. Es seien nur die Grundlinien skizziert.

P. Lombardi beginnt mit der obersten Spitze, der päpstlichen Kurie. Er ist überzeugt, dass die Papstgestalten der letzten Jahrzehnte eine sichtbare Führung der Vorsehung Gottes aufzeigen, dass aber der Mitarbeiterstab zu wünschen übrig lässt. Die Spitzen der römischen Hauptkongregationen sollten eine Art kirchlichen Ministerrat bilden (S. 304), der in ständigen gemeinsamen Beratungen die grossen Direktiven ausarbeitet. Daneben regt der Verfasser die Schaffung einer neuen Institution an, nämlich Vertretung der Laienschaft in einer Art

Welt-Senat als beratende Körperschaft der obersten kirchlichen Leitung, ein «senato laico dell'umanità» (305). Aufgabe der obersten Zentralleitung wäre vor allem die Lösung von Welt-Problemen, die innerhalb einzelner Nationen und Kontinente gar nicht lösbar sind. Dahin gehört etwa die richtige Verteilung des Klerus. Wenn beispielsweise Italien zehnmal so viele Priester hat als Brasilien, während doch die Bevölkerungszahl annähernd gleich gross ist, oder wenn in Guatemala ein Priester auf 27 000 Gläubige trifft, in Italien dagegen ein Priester auf 700 Gläubige, so ist das Missverhältnis, der Mangel an Proportion mit Händen zu greifen. Ein Weltproblem wäre weiterhin die Schaffung eines für die ganze Welt bestimmten katholischen Informationszentrums, eine grosszügig ausgebaute Presse-Agentur. Dahin gehört auch der Ausbau des Radio- und Fernsehendienstes für die ganze Welt, die noch sehr dürftige internationale Caritas, die zielbewusstere Arbeit mit dem Film, die Sorge für die grossen Bevölkerungsverschiebungen, die heute durch das Flüchtlingswesen einerseits und die Überbevölkerung europäischer Staaten andererseits dringend geworden ist. Wenn Brasilien mehr als 27mal so gross ist als Italien und doch die gleiche Bevölkerungszahl hat wie jenes, liegt hier eine soziale und wirtschaftliche Entlastungsmöglichkeit grössten Stils. Und schliesslich meint Lombardi, dass vom richtig beratenen Zentrum der Kirche aus auch eine Art Manifest an die Welt erfolgen könnte, das von grosser Wirkung wäre.

Zu den wichtigsten Hilfskräften der Zentralleitung gehören die Ordensleute. Lombardi findet schöne Worte zur Begründung des Ordenswesens, zum Ruhm seiner Grösse und seiner Leistungen. Aber er übt auch unerbittliche Kritik an der Verkrustung und Erstarkung mancher Ordensgenossenschaften und Klöster. Er spricht von Kleinlichkeit, von Mangel an Schwung und Einsatz, vom Fahren in alten Geleisen, von einer zu starken Bindung an Tradition, von einer Überbetonung unwesentlicher Regeln und Gewohnheiten und fordert eine Reform zu stärkerer Anpassung an die neue Zeit und zu einem besseren Einsatz vieler brachliegender Kräfte.

Das Zweite ist die Schaffung einheitlichen Vorgehens innerhalb der verschiedenen Nationen. Auch da empfiehlt der Verfasser neben einer einheitlichen kirchlichen Spitze inner-

\* S. Orientierung Nr. 12/13 und 14/15 1951.

halb der Nationen die Schaffung einer Art *Consulta nazionale* (367), in welcher die verschiedenen Werke und Verbände der Katholischen Aktion als beratende Körperschaft der Bischofskonferenz zur Seite stehen würden. Die Weisungen kämen von oben. Der nationale Rat würde die Einheit nach innen und aussen sicherstellen und eine wirksamere Durchführung nach unten ermöglichen. Auf nationalem Boden stellen sich ebenfalls Probleme, die innerhalb einer Diözese nicht gelöst werden können. Beispielsweise die neuen Einteilungen der Diözesen. Durch historische Entwicklung ist es gekommen, dass Orte, die heute völlig unbedeutend sind, einen Bischofssitz haben, während moderne Grosstädte keinen Bischof haben, bloss weil die Kirche mit der geschichtlichen Entwicklung nicht Schritt gehalten hat. Auch die Verteilung des Welt- und Ordensklerus auf die verschiedenen Diözesen innerhalb eines Landes und Staates lässt zu wünschen übrig. Das Presse- und Schulwesen und das einheitliche Vorgehen katholischer Verbände wären nur auf dieser nationalen, überdiözesanen Basis durchführbar.

Das Dritte ist die Einheit in der Diözese. Eine *Consulta diocesana* (408), zusammengesetzt aus Priestern und Laien, könnte wertvolle Arbeit leisten auf sozialem Gebiet, in der Caritas, in der Erneuerung der öffentlichen Moral, in der Sicherung des Priesternachwuchses und in der Wahrheitsverkündung mit modernen Methoden. Die Schaffung einer Einheitsfront wäre dringend nötig und lässt in Wirklichkeit sehr zu wünschen übrig. In dieser Front bildet der Klerus als das Licht der Welt die eigentliche Elite. Lombardi fordert für ihn eine vermehrte intellektuelle und asketische Bildung, durch welche wirkliche Priesterpersönlichkeiten geschaffen werden. Durch Gebet und ernste Nachfolge Christi wird der Klerus innerlich erneuert im Opfergeist, der für die Seelsorge wesentlich ist. Zum Klerus kommen als wertvollste Hilfskräfte die Ordensschwester mit ihrer grossen Arbeit für die Kinder, die Erziehung der weiblichen Jugend, für Kranke, Leidende und für die verschiedensten Gebiete der seelsorglichen Hilfe. Der Verfasser fordert von den Mädchenpensionaten eine bessere Schulung für das moderne Apostolat, die Überwindung veralteter Klassenauffassungen, ein stärkeres Hineinwachsen in einen neuzeitlichen aufgeschlossenen und hilfsbereiten Geist.

Das Vierte ist die Einheit in der Pfarrei. Um die Person des Pfarrers sollten sich die Hilfskräfte der Laien scharen, und zwar nicht im Kollektivegoismus der verschiedenen Vereine und Werke, sondern in einheitlicher Zusammenarbeit. Lombardi arbeitet ein regelrechtes, detailliertes Schema aus (594/95), nach welchem die Einzelkräfte sich für die verschiedenen Arbeitsgebiete zur Verfügung stellen könnten und sollten.

Das Fünfte ist die Familie, deren Erneuerung in christlichem Geist für Kirche und Welt bedeutsam ist.

Und schliesslich kommt als äusserster Kreis die grosse Masse des Volkes, dessen verschiedene Klassen und Berufe verchristlicht werden müssen.

In all diesen Kreisen und Gruppen, von der obersten Spitze und dem innersten Kern bis zum untersten und äussersten Kreis der Masse bilden die Einzelpersönlichkeiten die lebendigen Träger. Sie werden durch Gebet und inneres Streben lebendige Christen bleiben. Lombardi bringt in diesem Zusammenhang eine ausführliche Darlegung der verschiedenen Stufen des Gebetes, von den einfachen, mündlichen Formen über das betrachtende Gebet bis zur eigentlichen Mystik. Und schliesslich fordert er einen Kreuzzugsgeist, der den Willen weckt, die Welt für Christus zu erobern.

Damit sind mit ein paar dürftigen Worten die wesentlichen Forderungen Lombardis formuliert.

Zum Ganzen seien zuerst ein paar kritische Bemerkungen gestattet.

Jedem Buch ist eine gewisse Einseitigkeit zuzubilligen,

denn man kann in keinem Buch alles schreiben. Wenn darum P. Lombardi ein Aktionsprogramm entwirft, ist es verständlich, dass der Aktivismus stark betont wird und dass dabei das kontemplative Element etwas zu kurz kommt. Man wird sich aber immer wieder in Erinnerung rufen müssen, dass die Kirche nicht eine natürliche Organisation, sondern in ihrem eigentlichen Wesen ein übernatürlicher Organismus ist und dass infolgedessen die übernatürlichen Kräfte des Gebetes, und zwar auch als reine Kontemplation, und des Opfers als Teilnahme am einen Opfer des gekreuzigten Herrn von entscheidender Bedeutung sind. Christus hat die Welt nicht in erster Linie durch sein Tun, sondern durch sein Sterben erlöst. In südlichen Ländern ist die starke Betonung des Aktivismus wohl von besonderer Bedeutung. Dagegen wird man in den Ländern deutscher Zunge die Forderung nach vermehrtem Gebet und Opfer stärker stellen müssen. Wir erliegen oft eher der Gefahr eines zu grossen Aktivismus. Die Werte kontemplativer Klöster und Orden, die Bedeutung stillen, ungesehenen Opfern kann man nicht hoch genug einschätzen.

Ein Zweites: P. Lombardi betont die Notwendigkeit einheitlicher Organisation besonders eindringlich. Auch das wird man aus der Perspektive des Südländers verstehen. Aber auch hier haben wir in deutschen Landen eher zu viel als zu wenig. Mit einer Überschätzung des Organisatorischen ist leicht eine Unterschätzung der selbständigen, reifen und mündigen Persönlichkeit gegeben. Und doch wissen wir gerade aus dem Kampf gegen den Nationalsozialismus und die Vermassung im Kommunismus und allen totalitären Formen, wie wichtig die Gewissensbildung der Einzelnen ist und wie sehr man warnen muss vor einem blossen Hinhören auf Kommandos von oben, einem blinden Jasagen zu ausgegebenen Parolen und einem bedingungslosen Mitmarschieren in Reih und Glied. Im Interesse einer gesunden Entwicklung möchten wir in dieser Richtung einige Retouchierungen anbringen.

Ein Drittes: P. Lombardi spricht zwar auch vom Föderalismus, betont aber doch sehr stark die Zentralisation. Nun hat gewiss Rom in allen Dingen des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Lehre das massgebende Wort zu sprechen, die Richtung zu bestimmen und alle grossen Entscheidungen zu fällen. Aber der Geist weht, wo er will. Die Initiative wird oft von der Peripherie her kommen. In den verschiedenen Ländern sind ja auch zu einem grossen Teil die geistigen Kämpfe auszutragen, und zwar mit Gegnern, die oft genug in verschiedenen Ländern verschieden sind. Es wäre denkbar, dass der Mechanismus einer Weltorganisation bis in die Einzelheiten vollendet ausgeführt wäre und tadellos funktionierte, und dass trotzdem für das Reich Gottes nicht viel gewonnen wäre. Es gibt auch eine Freiheit des Geistes und der Meinungsäusserung, eine Verschiedenheit von Schulen und Auffassungen innerhalb der katholischen Einheit: *In dubiis libertas*. Ausserdem ist in den verschiedenen Ländern auf das historisch Gewordene und Gewachsene, auf das bereits Bestehende und Bewährte die nötige Rücksicht zu nehmen. Einheitliches Arbeiten darf keine Gleichschaltung sein und man darf nicht zu viel schematisieren. Wenn nur noch auf Weisungen von oben gewartet und nur diese verwirklicht werden besteht die Gefahr, dass man Einzelaufgaben von grosser Bedeutung, die sich aus den konkreten Verhältnissen eines bestimmten Landes und einer bestimmten Zeitlage ergeben, vernachlässigt und dass schliesslich die geistige Arbeit in eine organisatorische Zwangsjacke gesteckt wird, in der pulsierendes Leben verkümmert. P. Lombardi kennt diese Gefahren, betont sie auch da und dort in seinem Buch. Aber die Setzung der Akzente ist so scharf und die Forderungen sind so kräftig, dass seine ergänzenden Zwischenbemerkungen bei manchen Lesern überhört werden könnten. Darum soll hiemit auf dieses andere, das auch in den Zeilen und zwischen den Zeilen dieses Buches steht, besonders hingewiesen sein. Einheit und Geschlossenheit des organisierten Arbeitens darf nicht zu einer Imitation gegnerischer Methoden

führen. Die Kirche hat ihre arteigene und übernatürliche, vom Religiösen her geformte Methode der Verkündigung und der Arbeit. Das muss bei allem kirchlichen Planen doch im Vordergrund stehen.

Sind diese, besonders für die Länder nördlich der Alpen nicht unwichtigen Ergänzungen gemacht, so kann man dann um so freudiger und sicherer die Hauptforderungen P. Lombardis bejahen und unterstützen. Wir möchten aus dem Wertvollen dieser Forderungen ein paar Elemente besonders hervorheben.

P. Lombardi fordert vor allem, dass man die rechte Einstellung zur Welt habe. Und zwar in doppeltem Sinn. Einmal: das Christentum darf nicht weltfern und weltfremd sein. Man kann diese Forderung nicht genügend unterstützen. Lange genug haben sich Kirche und Welt auseinander entwickelt und es gibt nun in der Kirche selbst Kreise, die sich damit nicht nur tatsächlich abgefunden haben, sondern die Trennung beinahe zum Grundsatz erheben. Sie berufen sich darauf, dass die Christen nach den Worten des Herrn immer die «kleine Herde» sein werden, betrachten die Welt als feindliche Macht, ziehen sich ins Ghetto zurück, machen in Pessimismus, vergraben sich in Untergangsstimmung oder in eine falsche Martyriumsmystik, flüchten sich in reine Geistigkeit oder in extreme eschatologische Haltung. Gegen alle diese fordert Lombardi ein erdhafte Christentum in dem Sinne, dass sich die Christen mit dieser Erde zu befassen haben und in weltaufgeschlossener, nicht zu allem Nein sagender, sondern in religiöser Verantwortung zugreifender Haltung an der Gestaltung einer neuen Zeit arbeiten sollen.

Einstellung zur Welt ist aber noch in einem anderen Sinn gemeint und gefordert, nämlich im Sinne einer Erweiterung des Horizontes zur Durchbrechung der Kirchturmspolitik und der nationalen Enge. Die Weltkirche muss immer wieder auf die ganze Welt schauen. Und da die Welt heute in besonderer Weise eine Einheit wird, sind die Probleme, welche die Welt als Ganzes angehen, von besonderer Dringlichkeit. Es ist doch seltsam, dass philosophische Strömungen, neue Kunstrichtungen, politische Bewegungen, wirtschaftliche Theorien die ganze Welt erobern, während der Katholizismus sich vielfach absplittert und sich in Teilgebiete der Länder, Diözesen usw. verliert. Wo sind katholische Kreise, die sich in wirklich grosszügiger Weise mit den heutigen Bevölkerungsverschiebungen befassen? Seit Jahrzehnten rufen wir nach einem auf breiter Basis aufgebauten, den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechenden katholischen Informationsdienst, nach einer modernen Bildagentur usw. usw. Wir haben eine Menge internationale Tagungen und Kongresse von Katholiken, aber man kann nicht behaupten, dass der Weltkatholizismus sich auf dem Gebiet der Presse, des Films, des Radio, des Fernsehdienstes usw. auch nur die entsprechenden Werkzeuge geschaffen habe, geschweige denn irgendwie führend mitarbeite.

Aus diesen Erkenntnissen heraus hat Lombardi seinen Ruf nach Reform erhoben. Das ist ein Zweites, das zu unterstreichen ist. P. Lombardi fordert zwar diskret, lässt das Gute gelten, das besteht, betont auch die Schwierigkeiten, die jeder Erneuerung im Wege stehen, wagt aber doch zu gleicher Zeit kühne Vorschläge. Doppelt kühn, wenn man bedenkt, dass er seine Stimme auf römischem Boden erhebt und immerhin Mitarbeiter der «Civiltà Cattolica» ist. Aber er weiss eben, dass der Papst moderner und aufgeschlossener ist als viele seiner römischen Mitarbeiter und als viele massgebende Katholiken in den Provinzen. Lombardi nennt Dinge bei Namen, über die man sonst öffentlich nicht gern spricht. Er redet von Eifersüchteleien, Konkurrenzierungen, von veralteten Pensionatsmethoden, von falschem Hängen an alten, liebgewordenen Formen. Und er hat nur allzu recht. Tradition ist gut. Aber man kann mit dem Pochen auf Tradition entscheidende Stunden verpassen. Wer möchte bestreiten, dass viel Überflüssiges abgebaut werden könnte. Dass wichtige Kräfte für

viel wichtigere Aufgaben eingesetzt werden müssten. Dass auf vielen Gebieten eine grosszügige Planung fehlt. Und dass der Egoismus vieler katholischer Werke eine richtige Zusammenarbeit verhindert. Manches ist verstaubt und vieles ist verkalkt. Es ist Zeit, dass ein frischer Wind in viele unserer Winkel hineinfährt. Ein Gebilde, das sich nicht ständig reformiert, läuft Gefahr, deformiert zu werden.

Ein Drittes: Lombardi fordert gerade durch den Blick auf die Weltlage und durch den Willen zu einer Reform eine viel stärkere Mitarbeit der Laien. Die Hierarchie bleibt unangetastet. Im innerkirchlichen Raum hat der Klerus unbedingt die Führung. Aber gerade die Weltarbeit der Kirche verlangt die vertrauensvolle Zusammenarbeit von Klerus und Laien, fordert den Einsatz von Laien, denen volle Verantwortung übertragen und überlassen wird. Die Laien sollen nicht nur da und dort kleine Hilfsdienste leisten, sondern grosse Tätigkeitsgebiete verantwortlich übernehmen. Das ist die beste Überwindung des Klerikalismus und des Antiklerikalismus. Eine Gefahr des Laizismus besteht nur dort, wo die Laien im innerkirchlichen Leben die Führung haben wollen. Gerade darum handelt es sich aber nicht. Die Laien haben den stärksten Kontakt mit der Welt, weil sie mitten in ihr stehen. Sie können darum den Brückenschlag von Kirche und Welt in Angriff nehmen. Nicht umsonst haben die Päpste die Katholische Aktion geschaffen, die in ihrer ursprünglichen und ureigensten Form eine Mobilisation der Laienkräfte bezweckte. Und nicht zufällig hat Pius XII. die «weltlichen Institute» dem Kirchenrecht eingegliedert. Es handelt sich darum, die Säkularisation zu überwinden. Das geht aber nur durch Menschen, die im Säkulum stehen und wirken. Diese Mitarbeit und dieser Einsatz der Laien verlangt im Glauben gefestigte, religiös lebendige, geistig geschulte, in ihrem Gewissen mündige Menschen, Männer sowohl wie Frauen. Die Kirche ist Volkskirche, nicht Priesterkirche. Volkskirche auch in dem Sinn, dass sie alle Schichten der Bevölkerung umfasst und darum auch aus allen Schichten Mitarbeiter braucht und ruft.

Ein Letztes: Lombardi besitzt und verbreitet einen wohlthuenden Optimismus. Der tut uns not. Nach Kriegen, Revolutionen, wirtschaftlichen Erschütterungen sind viele müde geworden. Die ständige Defensivhaltung einer Minorität wirkt lähmend. Aber mit blossem Lamentieren kommen wir nicht weiter. Man darf die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, muss die religionsfeindlichen Strömungen des Kommunismus und Materialismus ernst nehmen. Man darf die Zerfallserscheinungen in den eigenen Reihen nicht übersehen. Trotzdem ist Ängstlichkeit keine christliche Haltung. «Fürchtet euch nicht» ist das Wort Christi, das im Evangelium immer wieder hörbar wird. Gerade im Hinblick auf die «kleine Herde» hat Christus dieses Wort gesprochen. Auch eine Minorität kann die Welt erobern, besonders dann, wenn der Geist des Herrn mit ihr ist. Man darf nicht immer nur auf die dunklen Seiten starren. Kritik ist notwendig, aber sie muss aufbauend sein. Man darf auch nicht über Schwierigkeiten im Kleinen stolpern, sondern muss kühne Schritte wagen. Die Grösse der Vergangenheit ist gewiss ein Ruhmesblatt, aber sie darf den Fortschritt und die Gestaltung von Neuem nicht hindern. Wir brauchen Pioniere, müssen diesen aber auch Vertrauen schenken und die nötige Bewegungsfreiheit lassen. Der Optimismus beruht auf der Sendung Christi und der Verheissung des Heiligen Geistes. Es ist Zeit, dass er wieder geweckt wird.

Die Sendung P. Lombardis ist vor allem das Wirken auf die grossen Massen. Er kann wecken und aufrütteln, harte Schollen umbrechen und die Äcker bereiten. Sein Buch, das in manchen Einzelheiten kritisiert werden kann und muss, soll doch vor allem Anlass sein, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen, um dann die richtige Saat in die offenen Furchen zu streuen. Wir sind von Gott in diese Welt gesandt und müssen ständig an ihrer christlichen Erneuerung arbeiten. Per un mondo nuovo!

Dr. R. Gutzwiller

# Weltanschauliche Diskussion zwischen Emigranten

(Zum Problem Antikommunismus und Weltanschauung)

In der Auseinandersetzung Westen—Osten machen sich im westlichen Lager immer mehr Gegensätze und Schwierigkeiten geltend. Eine ist mit der Lostrennung Jugoslawiens vom Ostblock und dem Aufkommen des «Titoismus» entstanden. Man kann ihr die Formulierung geben: Antikommunismus oder Antistalinismus. Tito ist ja nach wie vor Kommunist, obwohl er die Stalinsche Aussen- und Weltpolitik nicht mitmacht.

Ein anderer Gegensatz greift tiefer und stellt die Frage nach dem Ausgangspunkt des antikommunistischen Kampfes. In dieser Sphäre prallen die positiv-christliche und die positivistisch-aufklärerische Weltanschauung aufeinander. Dazu liefert uns ein tschechischer Katholik Dokumente, die wir im Folgenden in deutscher Übersetzung veröffentlichen, nachdem wir zuerst noch einer Einführung und Orientierung unseres tschechischen Mitarbeiters Raum gegeben haben.

Unsere Leser werden leicht begreifen, dass es sich hier nicht um eine blosser Angelegenheit unter den tschechischen Emigranten handelt, sondern um eine höchst bedeutsame Auseinandersetzung, die in einer wohl gar nicht so fernen Zukunft das ganze antikommunistische Lager erfassen wird und die uns Katholiken schwere, viel Ernst, Klarheit und Feingefühl erfordernde Aufgaben stellt.

## 1. Bild der tschechischen Emigration

Es gehört zur Tragik der tschechischen Geschichte, dass in ihren entscheidenden Momenten Rebellen gegen die religiöse Tradition und das kulturelle christliche Erbe der Slavenapostel Cyrillus und Methodius und des hl. Böhmenherzogs Wenzeslaus sich zu Wortführern des Volkes machen konnten. Sei es Johannes Hus, der Prediger der Ideen Wiclegs und nationale «Reiniger» der Prager Universität, ein Vorläufer der Reformation in Mitteleuropa, sei es der utraquistische Böhmenkönig Georg von Podebrad, der einen Völkerbund gegen die Türkengefahr und zugleich gegen den Papst in Rom zu schaffen versuchte, sei es Professor Thomas G. Masaryk, der humanistische Philosoph und Schöpfer der tschechoslowakischen Republik von 1918, der mit seinem Schlagwort: «Rom muss vor Gericht gestellt und verurteilt werden» Anlass zum grössten Schisma dieses Jahrhunderts, nämlich der Gründung der Tschechoslowakischen Nationalkirche, geworden ist: Was dem oberflächlichen Kenner der tschechischen Nation an «grossen Namen» zuerst einfällt, ist regelmässig mit der Erinnerung an einen hartnäckigen Kampf gegen die katholische Kirche verknüpft. Dieser äussere Anschein hat oft dazu geführt, dass das zu mehr als 75% katholische tschechische Volk von fremden Beobachtern falsch eingeschätzt wurde. Er hat aber im Leben des Volkes selbst zu einer weit schlimmeren Verwirrung der Geister geführt, nämlich dazu, dass der tschechische Durchschnittskatholik es als mehr oder weniger selbstverständlich anzunehmen begann, sein Volk von Nichtkatholiken repräsentiert zu sehen, in der Politik wie in der Wissenschaft, in der Literatur wie in so gut wie allen intellektuellen Berufen. Der tschechische Durchschnittskatholik gewöhnte sich daran, im Arme-Leute-Stübchen der Nation zu sitzen.

### *Katholiken in der Masaryk-Republik*

Der von einer Reihe prächtiger, initiativer Geistlicher zustandegebrachte Aufschwung eines tschechischen katholischen Akademikertums, das von diesen Minderwertigkeits-

komplexen frei war, bedeutete in der Masaryk-Republik der Jahre 1925—35 eine grosse Überraschung. Dieses plötzliche Dasein der Katholiken sah sich von verschiedenen Gruppen beargwöhnt und angefeindet: 1. Vom herrschenden liberalen Bürgertum, das geistig von der Freimaurerei geleitet wurde; 2. vom atheistischen Kommunismus, dessen Moskauer Rädelsführer mit der Tschechoslowakei bereits damals ihre grossen Pläne hatten; 3. vom Sozialismus des Arbeiters und des Kleinbürgers, der mit dem «Fortschritt» marschierte. Von Staats wegen wurden dem in Erscheinung tretenden Katholizismus an sich keine direkten Schwierigkeiten gemacht. Ein Benesch war schlau genug, im gesamtstaatlichen Prager Katholikentag vom Sommer 1935, an dem das Vaterunser und das Credo auf dem Prager Wenzelsplatz von Hunderttausenden auf lateinisch und in den sechs damaligen Landessprachen der Tschechoslowakei (tschechisch, slowakisch, deutsch, ungarisch, polnisch und ruthenisch) gebetet wurden, Propagandamöglichkeiten für seine Aussenpolitik zu sehen.

Aber die Zeit für ein inneres Reifwerden war der neuen tschechischen katholischen Intelligenz nicht vergönnt — im Volke selbst war die Saat noch nicht aufgegangen, als das Ende der tschechischen Freiheit unter der Nazi-Besetzung alle Aufbaupläne zunichte machte. In der Widerstandsbewegung standen die Katholiken an der Seite der Nichtkatholiken — nach dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion erhielten die tschechischen Kommunisten von Moskau Auftrag, mit in die Résistance zu gehen. Sie drängten dort als die im Untergrundkampf Geübteren die Katholiken bald in die zweite Reihe, obwohl der katholische Widerstand gegen den Nazismus der einzige geistig fundierte war.

### *In der «befreiten» Tschechoslowakei*

Der katholische Widerstand gegen den Bolschewismus entwickelte sich nach der «Befreiung» von 1945, der Wiederherstellung der Tschechoslowakei unter dem Zeichen ewiger Moskaufreundschaft und der Vertreibung der Sudetendeutschen relativ rasch, nachdem die ersten chaotischen Monate der Begriffsverwirrung vorüber waren. Die Katholische Aktion, die sich neu organisierte, war sich bewusst, dass ihr keine allzulange Freiheit gewährt sein würde und verwendete mit Hilfe einer sehr guten und aufgeschlossenen Priestergeneration unter der Führung ausgezeichneten Bischöfe ihre Zeit vorzüglich, um aufzuklären und den Glauben gründlich zu unterbauen. Bei dieser ihrer Tätigkeit trat ihr das liberale Bürgertum (z. B. in der Frage der konfessionellen Schule) nicht weniger feindlich entgegen als die marxistische Linke. Der Zweifrontenkampf des tschechischen Katholizismus bestand auch noch zu Ende 1947, als international für die tschechoslowakische Demokratie schon alles verloren war.

Seit dem Februar 1948, dem kommunistischen Putsch in der Tschechoslowakei, sieht die katholische Kirche im Lande durch die beispielgebende Haltung der Bischöfe und Priester, durch die widerliche Verfolgung seitens des roten Regimes mit Prozessen und Deportationen, ihr inneres und äusseres Ansehen wachsen.

In der *Emigration* jedoch, die nach dem Putsch in grösserem Masse eingesetzt hat als bei anderen Völkern, und die heute schon ein kleines Volk ausserhalb des Vaterlandes umfasst, hat sich die Kampfhaltung der nichtkommunistischen tschechischen Kirchengegner noch verstärkt. So uneinig die «führenden Köpfe» in der Emigration auch sein mögen, sie sind in ihrer Mehrheit einig in ihren — vom Volke losgelöstem — «humanistischen» Konzeptionen, die den Katholizismus

bestenfalls als notwendiges, meistens aber als überflüssiges und dem Untergang geweihtes Übel ansehen.

In dem offiziös als Vertretung der tschechischen Emigration geltenden «Rat der Freien Tschechoslowakei» und in der Dissidentengruppe «Nationales Komitee für eine Freie Tschechoslowakei», die sich beide zu einer nichtkommunistischen Tschechoslowakei innerhalb der Grenzen von 1945 (unter dauernder Aussiedlung der Sudetendeutschen!) bekennen, sind katholische Persönlichkeiten so gut wie nicht anzutreffen. Man liest zuweilen Aussprüche dieser Herren, die von der internationalen Achtung profitieren möchten, die der tschechische Katholizismus durch sein Martyrium gewonnen hat, Aussprüche, die von vollkommenem Mangel an Verständnis für das, was katholische Kirche ist, zeugen, wie z. B. die Äusserung des früheren tschechoslowakischen Aussenhandelsministers Ripka, Erzbischof Beran bedeute für die tschechische Nation heute das, was für sie früher Johannes Hus bedeutet habe. . . Bei General Prchala, dem Vorsitzenden des Londoner «Tschechischen Nationalkomitees», das sich schon während des Krieges von der offiziellen prosowjetischen Politik Beneschs distanziert und ein Abkommen mit den Sudetendeutschen geschlossen hat, ist ein persönlich innigeres Verhältnis zur Kirche zu bemerken, doch ruft sein engster Mitarbeiter Dr. Karel Locher katholischen Widerspruch hervor, denn Locher ist als Mitgründer der tschechoslowakischen romfreien Nationalkirche der Jahre 1919—21 am grössten Schisma der Kirche in diesem Jahrhundert mitschuldig.

Die Gruppierungen der emigrierten tschechischen Jugend zeigen ohne Zweifel guten Willen, sich neu zu orientieren und von falschen Überlieferungen in der Weltanschauung und im Geschichtsbild zu befreien. Man hat sie schon vor zwei Jahren bei der Arbeit an der damaligen Flüchtlingsuniversität im Lager Ludwigsburg in Deutschland beobachten können und auch in Genf, wo sie sich mit Elan zur Gründung der Zeitschrift «Skutecnost» («Wirklichkeit») entschlossen haben. Verfolgt man ihr Bemühen, von den alten, meist sehr linken Vorstellungen loszukommen auch mit grosser Sympathie, so sieht man sie doch immer wieder im Schlepptau agnostischer Lehren, für die die Kirche nicht aufhören kann, ein rotes Tuch zu sein.

### *Die Katholiken in der Emigration*

Die Katholische Aktion, die sich im Exil in der «Liga der Hl. Cyrillus und Methodius» organisiert hat, sieht sich darum ihrerseits vor die Aufgabe gestellt, ganz neu zu beginnen. Ihre Arbeit schien in der ersten Zeit der Emigration des Interesses der katholischen Amerika-Tschechen gewiss, die sich um das tschechisch-sprachige Benediktinerklöster Lisle bei Chicago, dessen beliebten Abt Ambroz und die in seinem Verlag erscheinenden tschechischen Zeitungen «Národ» («Die Nation») und «Katolik» scharen. Doch hat sich eine Brücke zu den mit den heutigen tschechischen weltanschaulichen Problemen ganz und gar nicht vertrauten tschechischen Alt-Immigranten in den Vereinigten Staaten kaum schlagen lassen. Auch der Eintritt eines führenden Mannes der tschechischen katholischen Emigration in den «Nationalverband der tschechischen Katholiken in Amerika», Dr. Frantisek von Schwarzenberg, des ehemaligen Chargé d'affaires der Prager Vertretung beim Heiligen Stuhl, hat daran nichts ändern können. Seit dem Exilkongress der tschechischen katholischen Akademiker in München 1950 hat die Katholische Aktion mit grossem Elan ihre Arbeit von zwei europäischen Zentren aus aufgenommen. In Rom wurde die «Accademia Cristiana dei Esuli cecoslovacchi» gegründet, in der sich der Laie Dr. Stanislav Koutnik, ein früherer Funktionär des Prager Informations-Ministeriums, neben dem Jesuitenpater Dr. Pelikan bewährt. Ein Nachrichtendienst «Veritas» in tschechischer und in englischer Sprache, der Verlag «Studium», in dem als erstes Bändchen eine Thomas von Aquin-Studie des englischen Dominikaners Victor White «Wie

studieren?» in tschechischer Übersetzung erschienen ist, die Vorbereitung eines Treffens der aktiven Liga-Mitglieder für den kommenden Herbst — das sind die bisherigen konkreten Resultate des tschechischen katholischen Neuanfangs von der Ewigen Stadt aus.

In inniger Verbindung damit arbeitet das Londoner Zentrum der Liga: die Jesuitenpatres Lang und Popelka bringen in London in Zusammenarbeit mit dem Laien Dr. Uhlir, dem Dichter Brusan, dem in Oxford lebenden tschechischen Dominikaner Dr. Bernard Kadlec, dem am Sender «Freies Europa» in München wirkenden Flüchtlingsseelsorger Dr. Alexander Heidler u. a. die erste gedruckte katholische Monatszeitung «Novy Zivot» («Neues Leben») heraus und haben diesen Winter für die Kinder der in London zahlenmässig sehr starken tschechischen Emigration eine tschechische katholische Zusatz-Schule geschaffen, wo der werdenden neuen Generation neben der Muttersprache und der nationalen Geschichte vor allem eine wirkliche Kenntnis der katholischen Religion beigebracht wird. Die Liga ist sich absolut bewusst, innerhalb der Emigration grosser Feindschaft zu begegnen — einer Feindschaft, die sich namentlich bei der Besetzung von Stellen und Sendeprogrammen im «Radio Freies Europa» deutlich zeigt, wo der antikatholische Affekt gewisser tschechischer Exil-Politiker bei dem ihrer amerikanischen Freunde und Geldgeber Unterstützung findet.

So besteht geradezu ein «Kulturkampf» innerhalb der tschechischen Emigration. Man kann ihn in seiner Typologie (die mutatis mutandis wohl auch für andere Nationen der abendländischen Gemeinschaft gilt) am besten anhand eines Briefwechsels zwischen der «Accademia Cristiana dei Esuli cecoslovacchi» in Rom und der Redaktion des Blattes der Jungen, «Skutecnost» in München-London, verfolgen. Die «Accademia Cristiana» hat einen Rundbrief an alle tschechischen an der Regeneration der Nation interessierten Emigrationsgruppen gesandt, in der die integral katholische Forderung zum Ausdruck kommt. Diesen Brief hat auch die Redaktion der «Skutecnost» erhalten — und in ihrer letzten Nummer abgedruckt und beantwortet. Für die Antwort zeichnet namens der Redaktion der «Skutecnost» ihr Londoner Redaktor, der Soziologe Dr.-H. J. Hajek.

### **2. Der Brief der «Accademia Cristiana dei Esuli cecoslovacchi»**

Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Christlichen Akademie, die Wurzeln des sittlichen Verfalls unseres Volkes und der gesamten europäischen Kulturgemeinschaft überhaupt zu suchen. Zwischen diesem Verfall und dem Kommunismus besteht sicher ein ursächlicher Zusammenhang, wenn man ihn auch nicht überschätzen darf. Zweifelsohne ist der Zusammenbruch des Ethos viel älter als die heutige Entwicklung des Kommunismus. Wenn es hier eine Ursächlichkeit gibt, dann haben die sittliche Zersetzung und die Grundsatzlosigkeit des Europäers (und Tschechen) den Sieg des Kommunismus erleichtert, aber nicht umgekehrt. Hätte sich das Trugbild des Kommunismus nicht gezeigt, dann wäre die Krankheit des europäischen Lebens auf andere Weise vor dem russischen Einbruch in die europäischen Länder sichtbar geworden. Diese Krankheit dauert fort und unter der Herrschaft der Sowjets verschlimmert sich der Zustand des Patienten immer mehr. Durch eine eventuelle Niederlage des Kommunismus in der Zukunft würde die hauptsächlich, alte Krankheit noch nicht ausgeheilt. Nur würde dann dem Arzt gestattet werden, sich zum Patienten zu begeben, was ihm heute unmöglich gemacht ist. Die grösste Aufgabe harret somit erst nach der Niederlage der marxistischen Herrschaft und sie wird ausserordentlich schwierig sein, zumal die Mehrheit der Emigranten die Dinge nicht von dieser Seite sieht. Diese ist vielmehr überzeugt davon, dass daheim alles in Ordnung gewesen ist bevor «die Russen kamen».

Sie konzentriert daher ihre gesamte Aufmerksamkeit einzig und allein auf den Kampf gegen den Kommunismus, ohne an eine gründliche Vorbereitung für die Umerziehung und Gesundung unseres Volkes nach unserer allfälligen Rückkehr in die Heimat zu denken.

### *Die christliche Weltanschauung*

Wir stehen mit unserer Auffassung, Gott sei Dank, nicht ganz allein. In unserer Emigration gibt es verschiedene Gruppen, die die Problematik so sehen wie wir. Das ist erfreulich und ermutigend. Wir glauben, dass wir uns in vielem positiv aussprechen können und dass es gelingen wird, in einem gewissen Masse gemeinsam vorzugehen. Der Ausdruck «in einem gewissen Masse» bedeutet keineswegs Misstrauen oder Reserviertheit unsererseits; er bedeutet nicht, dass wir einen festen Händedruck ablehnen und nur den kleinen Finger anbieten. Wir wollen damit sagen: Während die Menschen christlicher Weltanschauung (im vollen Sinne des Wortes) ohne Furcht alles Positive, Schöpferische und Gesunde annehmen können, woher es auch kommt, wird es Menschen ausserhalb des christlichen Kreises trotz Eifers und guten Willens nicht möglich sein, die Wahrhaftigkeit und Dringlichkeit dessen zu sehen, worin die geoffenbarte Religion Christi und die christliche Sittlichkeit ihre Reformbestrebungen übersteigt. Wir lehnen wahrscheinlich wenig von dem ab, was sie wollen, sie jedoch begreifen einen grossen Teil unserer Prinzipien nicht und lehnen sie daher ab; denn die Berührungsfläche zwischen der christlichen Weltanschauung und der der übrigen Menschen guten Willens besteht nur mit einem Teil unserer Lebensauffassung, die reicher an Prinzipien und anspruchsvoller ist als die ausserchristliche und aussertheistische Ethik.

### *Ethik ohne metaphysische Begründung*

Artikel über den Glauben an das Sittengesetz, an die Wahrheitsliebe, an die Ehrlichkeit, wie wir sie von Zeit zu Zeit in der Emigrantenpresse lesen, sind wie erste Frühlingsblüten, die schönes Wetter und reiche Ernte verheissen. Gerne möchten wir die Autoren unserer Dankbarkeit für diese Äusserungen versichern! Leider hat aber ihre Verteidigung moralischen Adels meistens nur pragmatische Unterlagen. Die Autoren rufen nach Anständigkeit und Ehrlichkeit in der Politik und nach Achtung für den Menschen, weil sie sehen, wie das Fehlen dieser Werte heute die Welt in eine Hölle und die Staaten in riesenhafte Gefängnisse verwandelt: «Wir müssen die Sittlichkeit wiederherstellen, weil wir sie brauchen!» Leben ohne sie wird zur Qual. Die Moral steht so im Dienst des Menschen. Sie ist ein Hilfsmittel, das ein reibungsloses und erfolgreiches Miteinanderleben garantiert. Ohne sie wird der Mensch dem Menschen, der Staat dem Bürger und ein Volk dem andern Volk zum Wolf. Aber die Autoren der Artikel über den Supremat des Sittengesetzes vergessen zu sagen, warum das Sittengesetz bindend ist, was ihm seine Allgemeingültigkeit verleiht und was überhaupt der Masstab der Sittlichkeit ist. Sie weichen der ontologischen Begründung der Sittengebote aus, vielleicht aus Ratlosigkeit, vielleicht aber auch mit Absicht. So gleicht das Eifern nach sittlicher Erneuerung einem Schiessen mit blinden Patronen. Ist sittliche Überzeugung ohne metaphysischen Unterbau viel mehr als ein Aberglaube, ein Trieb oder ein — wenn auch ein gutes und unschädliches — Vorurteil? Unsere Intellektuellen sind mehrheitlich Agnostiker und Skeptiker, die weder an die Existenz noch an die Möglichkeit einer metaphysischen Begründung glauben. Sie haben ein inneres Widerstreben gegen Prinzipien und gegen das Suchen nach ausser-sozialen, aussermenschlichen, dem Menschen übergeordneten

Grössen. Dagegen stört es sie nicht im geringsten, nach Grundsätzen zu leben, deren Herkunft und Beweisbarkeit ihnen unbekannt sind, m. a. W. nach Grundsätzen, die in der Luft hängen. Vielleicht hat gar der Mensch selber die Sittengesetze erdacht, über sie abgestimmt und sie gesetzlich verankert, wer weiss?

Gerade dies ist der Punkt, wo wir uns mit jenen Menschen, die die christliche Weltanschauung und die metaphysische Begründung der Ethik ablehnen, nicht verstehen. Wir begnügen uns nicht mit einer utilitaristischen Ethik. Sittengesetz im Dienst des Menschen ist genau so eine *contradictio extra morum* wie ein eckiger Kreis! Der Mensch dient den Sittengesetzen und weiht ihnen sein Leben, oder besser: Mit ihrer Hilfe kommt er ihrem Schöpfer näher und wird ihm ähnlich, dem Schöpfer, dessen Wesen und Leben Prototyp aller Sittlichkeit und allen Adels ist. Solange wir uns nicht zur Anerkennung des übermenschlichen, ewigen Sittengesetzes aufschwingen, bleiben wir den alten positivistischen Irrtümern unserer Väter und Grossväter verhaftet. Die Sittengesetze sind souverän, nicht weil es für die Gesellschaft günstiger ist, sich durch die Sittengesetze leiten zu lassen anstatt durch Willkür, Gewalt und Fanatismus, sondern weil sie wahr sind, weil ihre Quelle Gott, die absolute Vernunft und die absolute Wahrheit ist. Die Wahrheit hat Vorrecht vor allem andern, auch vor dem Leben. Die Wahrheit steht nicht im Dienste des Menschenlebens, sondern sie ist sein Masstab, seine Norm.

### *Utilitaristische Ethik — das Grundübel*

Der sittliche Pragmatismus und Agnostizismus sind ein alter Irrglaube im europäischen Denken, der aus dem 18. Jahrhundert datiert. Das heutige Weltelend und unser nationales Unglück sind eine Folgeerscheinung dieses Verrates und Aufstandes. Das Weltelend und unser nationales Unglück sind unerwartet hereingebrochen — nur zwanzig Jahre nach den titanischen Menschheitsträumen von der Herrschaft des Humanismus, der «Krieg und Not für immer vertilgt hat...» Der Turm von Babel ist zusammengestürzt. Wir sind überzeugt, dass Reform der Institutionen allein die Welt nicht retten wird. Auch sittlicher Eifer wird sie nicht retten, wenn dieser nur von den Interessen der menschlichen Gesellschaft, vom ruhigen und zufriedenen Leben auf der Welt getragen wird. «Der Mensch wird den Menschen nicht retten», sagt Kardinal Suhard in seinem Hirtenschreiben «Le sens de Dieu», «umsonst wird das Mühen sein und wirkungslos die Arznei, wenn nicht der Kern des Übels entfernt wird. Die Ursache der Weltkatastrophe ist nicht die Abwesenheit des Menschen, sondern die Abwesenheit Gottes in der Welt.» Und so bleibt als einzige Lösung, Gott in die menschliche Gesellschaft zu tragen. Die Welt kann sich selbst nicht helfen, es ist im Gegenteil sehr wahrscheinlich, dass der Mensch sich selbst die Welt zerstört, in der er wohnt. Durch die Entdeckung der Atomwaffen hat sich diese Möglichkeit in gefährlicher Weise der Verwirklichung genähert. Nur Gott entfernt diese Vernichtung von uns — jener Gott, von dem die Gesellschaft nichts wissen will, den sie verleugnet. Inzwischen hält Gott das endgültige Verderben auf, aber er tut so nur aus Barmherzigkeit. Wir haben keinen Anspruch auf Existenz; denn unser «raison d'être», d.h. die Unterwerfung unter Gottes Heilsplan und Gesetz und damit die Darstellung und Widerspiegelung seiner Schönheit und seines Adels, ist der internationalen Gesellschaft und vor allem den Sprechern der Intelligenz unbekannt.

Christliche Akademie, Studieninstitut der tschechischen katholischen Intelligenz, Rom

*Fortsetzung folgt!*

# Indien: Lage und Aussichten des Christentums

Indien rüstet sich zu den grossen Gedächtnisfeiern des Jahres 1952: Vor 1900 Jahren, so meldet die Tradition, kam Thomas der Apostel nach Indien, und vor 400 Jahren starb Franz Xaver, Indiens zweiter Apostel. Wie es immer um die Geschichtlichkeit des ersten Datums bestellt sein mag, die Tatsache steht fest, dass das Christentum in Indien auf die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückreicht, dass es also länger in Indien heimisch ist als etwa der Islam oder der Parsismus, und dass trotzdem die Zahl der Katholiken 4½ Millionen nicht überschritten hat (von ca. 400 Mill.).

Von den verschiedensten Gesichtspunkten ist diese Tatsache beleuchtet worden: Von der geschichtlichen Entwicklung des Missionswerkes aus, das mit der Auflösung des Jesuitenordens im 18. Jahrhundert beinahe zum Stillstand kam und erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wieder belebt wurde; oder von den immanenten Schwierigkeiten her, die das religiöse und kulturelle Bewusstsein Indiens dem Eindringen des Christentums entgegenstellt. — Wir sind jetzt im Besitz eines wertvollen Dokumentes, das die Situation der Kirche in seiner Komplexität beleuchtet und doch die Grundlinien des Problems sichtbar werden lässt. Es ist das Referat des Bischofs von Nellore William Bouter, der für die katholische Bischofskonferenz Indiens die Sektion «Church Extension» übernommen hat und die Zusammenfassung aller eingegangenen Berichte im Januar dieses Jahres vorlegte<sup>1)</sup>. Die Grundlinien dieser Darlegungen sind hier nachgezeichnet.

## *Das bisherige Schema*

Es sei zunächst an das Schema angeknüpft, nach dem die Schwierigkeit des Fortschrittes der Kirche in Indien meist dargestellt wird. Die Hauptgegner des Christentums sind erstens die bestehenden Religionen, vorab Hinduismus und Mohammedanismus, und zweitens das mit dem Hinduismus eng verbundene System der Kaste.

Der Bericht spricht von beiden Schwierigkeiten. Für den Mohammedaner bestehen in Indien für die Annahme des Christentums die gleichen Schwierigkeiten wie anderswo. — Der Hindu hat zunächst die Überzeugung, dass in der weiten Welt seiner Kulte, seiner Philosophien und Heilslehren, seiner uralten Traditionen und immer neuen Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit alle religiöse Erfahrung der Menschheit eingeschlossen ist, oder doch eingeschlossen werden kann. Er kann alles glauben, aber er soll zu der Gemeinschaft stehen, in die er hineingeboren ist und die ihm seine nationale, indische Kultur vermittelt.

Damit sind auch die beiden Hauptmomente genannt, die in Verbindung mit den religiösen Traditionen des Hinduismus die Hauptschwierigkeit für die Ausbreitung des Christentums darstellen: Das Kastensystem, der soziale Rahmen, in dem sich das gesamte Leben des Hindu bewegt, und aus dem er durch den Übertritt zu einer anderen Religion ausgestossen wird, dann der Nationalismus, d. h. das Bewusstsein, in der ererbten Religion das Vermächtnis seiner ererbten Kultur zu besitzen und die Verpflichtung es zu bewahren und weiterzureichen. Besonders für die Mittelschicht betont das Referat diese Schwierigkeit: «Übersteigerter Nationalismus wird als einer der Gründe genannt, warum man am Hinduismus festhält als an einem unabtrennbaren Bestandteil der nationalen Bestrebungen. Oft sprechen die Berichte von der Furcht der Mittelklasse vor dem Kastenausschluss, der der Annahme des Christentums folgen würde, und die sie zurückhält. In der Mittel-

schicht zählt die Kaste zu den grösseren Hindernissen der Bekehrung» (69).

## *Die Situation in heutiger Schau*

Das Referat aber geht über diese allgemeinen Betrachtungen hinaus. Es zeichnet sorgfältig die Situation in der Gebildetenwelt, in der Mittelklasse und bei den unteren Schichten der Bevölkerung und wägt die daraus sich ergebenden Möglichkeiten für das Christentum. Die religiöse Situation lässt sich nicht mit einem Wort schildern. Es gibt Anzeichen «der geistigen Schwäche des Hinduismus» (57), Universitätsstudenten und die Gebildeten im allgemeinen haben ihren Glauben an den Hinduismus verloren und sind enttäuscht (57). Das bedeutet freilich nicht ohne weiteres eine Erleichterung des Missionswerkes. Denn an Stelle des traditionellen Glaubens trat, besonders bei den Gebildeten, «entweder eine Haltung der Gleichgültigkeit, verursacht durch die Berührung mit materialistischen Philosophien, oder ein übersteigertes Interesse an Politik und Geschäft, das für ein religiöses Interesse keine Musse lässt» (63). Wo religiöses Interesse vorhanden ist, herrscht die «Überzeugung, dass alle Religionen gleich gut sind» (63), so dass kein Grund besteht, seine Religion zu wechseln.

Freilich gibt es auch bei den Gebildeten echte Bewunderung für das Missionswerk der Kirche. Die katholischen Institutionen wirken als Sauerteig; es wird als Segen empfunden, dass die Kirche nicht mehr mit einer fremden Macht verbunden erscheint (57). Das Interesse an der Person Christi ist gross, während die traditionelle Religion keine Erfüllung bietet (63).

Die Lage bei der Mittelklasse, dem bodenständigen Bauern, dem Kaufmann, Lehrer, Angestellten usw. wird günstiger beurteilt. Ihre Haltung ist positiver und freundlicher. Christlicher Einfluss ist weiter verbreitet und deutlicher spürbar (68). Der soziale Zugang zur Mittelklasse ist leichter, und die Annäherung des Priesters wird hoch geschätzt (69).

An erster Stelle im Missionswerk aber stehen die niederen Schichten, die Kastenlosen und die Stämme der Ureinwohner. Obwohl sich ihre soziale Lage langsam bessert und die Verfassung ihnen eine Reihe wertvoller Rechte für Bildung und wirtschaftlichen Aufstieg garantiert, wird für diese Bevölkerungsschicht noch auf weite Sicht das Schriftwort zutreffen: Den Armen wird das Evangelium verkündet (72). In diesen Schichten gibt es weniger Vorurteile. Ihre Vorstellung von Religion ist weniger kompliziert (72). Hier gibt es Möglichkeiten für Gruppenbekehrungen, wenn nur die nötigen Priester, Katechisten und äusseren Mittel zur Verfügung stehen, die zur Errichtung eines geordneten Unterrichts und kirchlichen Lebens erfordert sind (73).

Dieses an sich schon komplexe Gebilde der Missionssituation in Indien wird noch bedeutend komplizierter, sobald die lokalen Verhältnisse betrachtet werden. Im Süden ist das Christentum viel stärker und auch viel bodenständiger als im Norden Indiens, wo das Christentum weithin unbekannt ist und die Errichtung von mehr Universitätskollegien zur Steigerung des christlichen Ansehens dringend gefordert wird (66). (Eine teilweise Erfüllung dieser Forderung ist die Eröffnung des Nirmal-Universitätskollegs in der Hauptstadt Delhi, das die amerikanischen Jesuiten auf Ersuchen der Regierung dieses Jahr übernommen haben.)

## *Mängel und Forderungen*

Es ist aller Anerkennung wert, dass in dem Referat nicht nur von bestehenden Problemen gesprochen wird, sondern dass zuerst ein klares Eingeständnis der bestehenden Mängel ausgesprochen wird. Das Referat bekennt, dass «die Lage im all-

<sup>1)</sup> Reports of the Meetings of the working and standing Committees of the Catholic Bishops' Conference of India, Bangalore Jan. 9-17, 1951. Die Zahlen beziehen sich auf die Seitenzahl des Berichtes.

gemeinen weder trostvoll noch ermutigend ist» (57). Es beginnt mit der Feststellung, dass aus den eingegangenen Berichten «die dringende Notwendigkeit von Methode und Planung kristallklar hervorgehe». Sie enthalten «eine eindringende Kritik an planlosen Versuchen, das schwere Problem der Bekehrung Indiens anzugreifen». «Eine Neuorientierung wird allgemein verlangt und als unerlässlich hingestellt» (57). Für die Gebildeten wird «nichts Systematisches getan» (63). «Was bei der Durchsicht der Berichte am meisten auffällt ist für den Augenblick das Fehlen einer methodischen Annäherung» (58).

In diesem Bekenntnis spürt man den starken Zug der Selbstverantwortlichkeit, der die indische Kirche seit der Unabhängigkeit belebt. Die konkreten Forderungen sind nicht minder klar. Sie richten sich zunächst an die berufenen Träger des kirchlichen Lebens, an den Klerus. In Indien kommt auf rund tausend Katholiken ein Priester. Wenn man berücksichtigt, dass eine grosse Zahl dieser Priester in erzieherischen Institutionen tätig ist, ferner dass sich eine grosse Zahl des Klerus in vorwiegend katholischen Gebieten zusammendrängt, dann begreift man die Klage über die «Stagnierung und Absorption in der Pfarrseelsorge mit Zurückstellung der Arbeit an den Nichtchristen» (57). Es bleibt dem überarbeiteten Priester oft einfach keine Zeit, sich um Andersgläubige zu kümmern. Aber auch hier wird die Schwierigkeit der Situation nicht als Entschuldigung für mangelnde Erfolge benützt. In den Berichten «wird die Notwendigkeit eines brennenderen Geistes missionarischer Anstrengung betont. Der ernste Wille ist nötig, das Reich Christi auszudehnen. Es heisst, der Durchschnittspriester in Indien sei nicht ausreichend erfüllt von der Missionsidee» (59). Das Evangelium muss direkt an den Hindu herangetragen werden. «Wir sind zu furchtsam» (70). Es wird geklagt, dass die Kenntnis der Sprachen und der indischen Verhältnisse nicht ausreichend sei (59), und diese Klage betrifft keineswegs nur den europäischen oder amerikanischen Missionar, sondern ebenso den in englisch sprechender Umgebung herangebildeten indischen Priester. In den gleichen Zusammenhang gehört die Forderung der «Section for Seminaries», dass die Ausbildung des indischen Klerus «besser dem indischen Hintergrund angepasst sein sollte» (47), und die Empfehlung der missionarischen Ausrichtung in den Ausbildungsjahren (53). Besondere Priester sollten für die Gewinnung der Gebildeten geschult werden, aber «auch der Durchschnittspriester und Laie sollte geistig besser ausgerüstet sein, besser bekannt mit indischer Philosophie und der klassischen Sprache» (65, 70).

Ohne Mithilfe der Laien kann sich die indische Mission nicht weiterentwickeln. Katecheten müssen ausgebildet und eingesetzt werden (59, 70). Darüber hinaus aber besteht «die grosse Notwendigkeit eines wohlorganisierten Laienapostolates» (60). «Der Priester setzt den Laien nicht genügend ein, der ihm doch beim Bekehrungswerk so grosse Hilfe leisten könnte» (59). Ganz besonders müsste die Hilfe der Frauen eine grössere Rolle spielen. «Es ist anerkannte Tatsache, dass der Hinduismus seine tatkräftigsten Anhänger in der Frauenwelt besitzt. So fragt man sich, ob genügend weibliche Kate-

chistinnen eingesetzt werden, um die Hindu-Frauenschaft zu erreichen» (59). Die Erziehung zu stärkerem missionarischem Ausblick wird deshalb besonders den von Schwestern geleiteten Mädchenschulen empfohlen (67). Wie die Frau die Hüterin der Hindu-Tradition im Schoss der indischen Familie ist, so ist sie auch die berufene Hüterin christlicher Tradition und geheiligten Brauchtums in der katholischen Familie.

Mit der Neuorientierung des Missionspersonals wird sich auch die Methode erneuern. Die beiden Hauptzugänge bleiben Unterweisung und Caritas, und Caritas wird auch in Zukunft im indischen Missionswerk den Primat bewahren. Den erzieherischen Institutionen bleibt die grosse Aufgabe, das Christentum vor der Öffentlichkeit darzustellen, und weite Kreise christlicher und nichtchristlicher Jugend heranzubilden. Die persönliche Beziehung zu den Schülern muss dabei mehr gesucht werden. Man wird nicht nur die Jugend im Schulzimmer beeinflussen, sondern mehr Kontakt mit der Elternschaft aufnehmen (66). Presse und Vortrag müssen mehr benützt werden, um christliches Gedankengut an die Gebildetenwelt heran zu bringen (61,65). Populäre Formen der Verkündigung sollten mehr benützt werden: Spiel, Tanz, Gesang, Lichtbild usw. (71, 74). Auch die höheren Formen religiösen Lebens sollten dem Hindu sichtbar gemacht werden. Die oft erörterte Frage der Einführung kontemplativer Orden wird neu erwogen (68).

Es geht hier keineswegs um die vollständige Aufzählung aller empfohlenen Wege, alle genannten Einzelheiten sollten vielmehr eine Illustration zum Grundanliegen des Referates sein: Die katholische Kirche ist in Indien zu institutionell geworden. Die Erneuerung wird darin gesucht, dass das Christentum nicht innerhalb der selbsterbauten Mauern seiner Gemeinden und Anstalten verharrt und innerhalb dieses behüteten Raumes wirkt, sondern dass es diese Mauern immer wieder übersteigt und hinausgeht in das weite Feld des Hinduismus. Es geht eigentlich nur um das neue Verständnis des Missionsbefehls, so sehr wir versucht sind uns selbst Grenzpfähle zu stecken. Das Problem der Kirche Indiens liegt nicht mehr so sehr in der Erstarrung des Kastensystems, das den Eintritt des Christentums verbietet, sondern eher darin, dass sich das Christentum hier und dort selbst zu einer Art Kaste gemacht hat, die sich von der umgebenden Welt abschliesst.

Damit ist in keiner Weise geleugnet, dass an vielen Stellen vorbildlich gearbeitet wird, mit grossem Einsatz und reichem Erfolg. Nicht nur unter den Kastenlosen, auch unter den Gebildeten gibt es fruchtbare Ansätze des Apostolates. Der Grundton des Referates ist deshalb auch nicht pessimistisch, aber es verlangt Besinnung. Aus verschiedenen Ansätzen muss gesammeltes Planen werden, die Arbeit, die auf den einzelnen Missionsfeldern getan wird, muss zum Anliegen der ganzen indischen Christenheit werden. Die Indische Kirche darf nicht zu früh aufhören Missionskirche zu sein, sondern sie muss im gemeinsamen Einsatz von Priestern und Laien den Auftrag Christi weitertragen.

Prof. Jos. Neuner, De Nobili-College, Poona

---

Infolge Abwesenheit einer Reihe unserer Leser wurde das von der «Orientierung» versandte Sonderheft von Mario Galli **«Maria, des Erlösers hohe Gefährtin»** in manchen Fällen, wie man uns nachträglich mitteilte, ohne deren Wissen retourniert.

Deshalb teilen wir mit, dass unsere Abonnenten die genannte Broschüre auch weiterhin zum reduzierten Preise von Fr. 2.— (statt Fr. 2.50) erhalten können. — **B e s t e l l u n g e n** sind erbeten an: Administration «Orientierung», Auf der Mauer 13, Zürich 1, Tel. (051) 28 54 58.

Wir danken für die gütige Aufnahme, die das Heft bei der grossen Mehrzahl unserer Leser gefunden hat, ferner für die baldige Begleichung der noch ausstehenden Beträge, wodurch uns Mühe und Spesen erspart bleiben.

---



## Ex urbe et orbe

### *Semaine sociale: Gesundheit und Staat*

Die 38. Soziale Woche fand kürzlich in Montpellier in Südfrankreich statt. Ihr Thema: Der moralische und religiöse Wert der Gesundheit. Von ersten Sachverständigen wissenschaftlich auf das solideste untermauert, war ihr oberstes Ziel, die moralischen und religiösen Folgerungen aus den Ergebnissen und den kommenden, bereits sichtbaren Entdeckungen der vorwärtsstürmenden Wissenschaft zu ziehen, aber auch die Grenzen aufzuzeigen, die den öffentlichen Gewalten gezogen werden müssen, um auch in dieser Hinsicht die Freiheit der Persönlichkeit zu wahren.

Zu der Tagung war wie immer die grosse Mehrzahl der französischen Kirchenfürsten erschienen, und abgesehen von einer grossen Anzahl von Teilnehmern aus ganz Frankreich, waren auch viele Vertreter des Auslandes zugegen. Im Namen des Heiligen Vaters wurde ein von S. E. Msgr. Montini verfasstes langes Schreiben verlesen, das, den Titel der diesmaligen Woche (Die biologischen Entdeckungen und die soziale Medizin im Dienste der Menschheit) zum Anlass nehmend, den Standpunkt der Kirche präziserte. In diesem Zusammenhang kann nicht genug auf die Rede des Papstes verwiesen werden, die er vor den Mitgliedern des «Weltkongresses für die Gesundheit» hielt und in der er unter anderem sagte: «Die Kirche ist weit entfernt davon, die Gesundheit als ein ausschliesslich biologisches Objekt anzusehen. Sie hat für die Erhaltung der Gesundheit immer die Wichtigkeit der religiösen und moralischen Kräfte unterstrichen, und sie hat immer die Würde und das allgemeine Wohl der Menschheit, ihr körperliches und geistiges, wie ihr zeitliches und ewiges zur Bedingung gestellt» (27. 6. 49): In einer anderen Ansprache an die Mitglieder des IV. Internationalen Kongresses der katholischen Ärzte (29. 9. 49) kam der Papst wieder auf diese Frage zurück. Indem er auf die übergeordneten Normen der natürlichen und christlichen Moral hinwies, sagte er: «Von ihnen und nicht von gefühlsmässigen, materialistisch-philanthropischen und naturwissenschaftlichen Erwägungen leiten sich die Hauptprinzipien der medizinischen Deontologie ab: Würde des menschlichen Körpers; Vorrang der Seele über den Körper; Brüderlichkeit aller Menschen; Souveräner Bereich Gottes über das Leben und seine Bestimmung.»

Mit Recht wird daher im Schreiben von Msgr. Montini auf die wachsenden Interventionen der öffentlichen Gewalten im Bereich der Gesundheit hingewiesen, durch die immer mehr rein materialistische Gesichtspunkte die höher liegenden zu verdrängen drohen.

Unter dem Vorwand der sozialen Sicherheit werden heute schon manche Handlungen begangen, die gegen die moralischen und religiösen Forderungen verstossen und die Würde der Persönlichkeit wie ihrer Freiheit auf das tiefste verletzen. Ein Hinweis auf die Vorgänge in Sowjetrussland mit ihren Schauprozessen zeigt zur Genüge, wie die an sich bewundernswerten Fortschritte der Wissenschaft von staatlichen Organen missbraucht werden können, wobei nicht übersehen werden darf, dass dieser Missbrauch, wenn auch noch in wesentlich leichteren Formen, bereits auch in den Weststaaten festzustellen ist.

Die Soziale Woche setzte sich daher zur Aufgabe, einerseits den an das Wunderbare grenzenden Fortschritt der medizinischen Wissenschaften freudig zu begrüssen, andererseits aber die Gefahren aufzuzeigen, die durch die Missachtung der göttlichen Gesetze sich ergeben.

Vom doktrinären Standpunkt aus versuchte R. P. Ducatillon zu zeigen, dass die Gesundheit, so wünschenswert sie auch sein möge, kein absolutes Gut sei. Es gäbe schlimmere Übel als die Krankheit, ja selbst den Tod. Unabhängig von der

Gesundheit könne der Mensch gut, ja selbst glücklich sein. Das Christentum habe der Krankheit, dem Leiden und dem Tod einen sühnenden und erlösenden Wert gegeben, aber die Krankheit und das Leiden bekommen dennoch diesen Wert nur unter der Bedingung, dass sie unaufhörlich bekämpft werden. Dem Staat komme es zu, über die Bildung der ärztlichen Berufsgemeinschaft zu wachen, die Privatinitiativen zu kontrollieren und aufeinander abzustimmen, ihr Ungenügen zu ergänzen, die technischen Fortschritte vorzusehen und die Hygiene wie die Lebensbedingungen zu verbessern. Aber er würde seine Rechte überschreiten, wenn er sich an die Stelle dieser Privatkörperschaften, oder gar der Familie, setzte, denn der Mensch gehöre nicht ganz der Gesellschaft und dürfe niemals zum Objekt herabgewürdigt werden.

Dr. Merle und Dr. Kohler beschäftigten sich besonders mit den Hospitälern und der Behandlung ihrer Kranken. In dieser Hinsicht war es sehr interessant zu beobachten, wie alle Teilnehmer gegen gigantische Neubauten waren, die ein Irrtum seien. Sie würden den direkten Kontakt des Direktors und des Arztes mit den Kranken erschweren, wenn nicht gar verhindern und den Letzteren einem Durcheinander preisgeben. Man solle das Hospital so menschlich wie möglich halten, wozu kleinere Bauten am geeignetsten wären.

Domherr Tiberghien prüfte die verschiedenen Aspekte der Eingriffe in das Menschenleben und war der Ansicht, dass alle Argumente und Begründungen so lange falsch seien, als man nicht davon ausgehe, dass das menschliche Leben Gott gehöre und sich direkt auf Ihn beziehe. Die erste unserer Aufgaben sei, zu verstehen und verstehen zu machen, dass jedes menschliche Leben heilig ist, da es nur Gott gehöre. In dem von Péguy festgestellten Masse habe unsere Generation den Sinn für das Heilige verloren und infolgedessen den Sinn für das Menschliche. An uns liege es, diesen Sinn wieder zu wecken. Aus dieser Sicht heraus ist nach dem Referenten und der Kirche der Selbstmord verboten, weil er ein absolutes Recht des Menschen über den Menschen zur Voraussetzung habe; ebenso die Abtreibung, die immer töten bedeute, zu dem man nicht das Recht habe. Auch die Sterilisation sei verboten, weil die Quellen des Lebens heilig seien. Man dürfe auch nicht ein menschliches, noch so degradiertes Leben opfern unter dem Vorwand, die Rasse im Namen der Eugenik zu verbessern. Die künstliche Befruchtung sei ebenfalls untersagt, da sie naturwidrig sei. Die Bestimmung der Geschlechter, die die moderne Wissenschaft bereits für möglich hält, könne nicht an sich verboten werden, aber die Mittel zu ihrer Verwirklichung seien schon heute sehr fragwürdig.

Dieses Referat wurde durch R. P. Beirnaert fortgesetzt, der über psychologische Techniken sprach. Von diesen, ganz besonders von der Psychoanalyse, glaubt er, dass sie der Person helfen können, wenn ihre Anwendung auf den Prinzipien der christlichen Doktrin erfolge. Die Erforschung des Intimen im Wesen, die der Person helfen soll das zu assimilieren, was sie nicht kennt, sei wertvoll, müsse aber unter allen Umständen durch das Berufsgeheimnis geschützt werden. Ohne ein Klima des absoluten Vertrauens könne die psychoanalytische Forschung keinen wirklichen Erfolg haben. Es würde auch Techniken geben, die zu einer Belebung der Person führen, aber auch dazu benützt werden könnten, die Persönlichkeit zu unterdrücken und sie jeder Verteidigung zu berauben. Aber abgesehen von allen Missbräuchen und Verbrechen, die man mittels der Techniken der Psychoanalyse begehen könne, genüge diese allein nicht! Ein ganzer Teil des Menschen, nämlich der geistige, sei undurchdringlich und würde allen Techniken gegenüber undurchdringlich bleiben. Immerhin: die Techniken seien da, und man könne den Menschen vor ihren Bedrohungen schützen. Wichtig sei indessen, dass ein

legales Statut für die Psychotherapeuten aufgestellt würde, was noch eine ernste Lücke im französischen Recht darstelle.

Es würde zu weit führen, alle hervorragenden Referate auch nur zu nennen. Wir griffen diese heraus, weil sie den Ernst des Problems am besten vergegenwärtigen, nämlich jene Gefahr des zu viel «Staat» einerseits und des zu wenig wachsamem «Staates» andererseits. Die Gefahren, die in den Entdeckungen der Wissenschaft selbst liegen, sind unabwendbar, da die Forschung keinen Stillstand kennen kann. Abgesehen davon gehen sie fast ständig mit den Wohltaten dieser Entdeckungen Hand in Hand. Alles kommt auf den Gebrauch an, den die Menschen von ihnen machen. Aber eben weil die Wohltaten und Gefahren der medizinischen Entdeckungen so nahe beieinander liegen — und nicht nur bei ihnen, sondern bei jeder Forschung (man denke nur an die Ergebnisse der Atomenergie!) — ist die Wachsamkeit des Staates notwendig, damit jeder Missbrauch verhütet wird. Andererseits zeigt sich gerade in diesem Bereich, wie sehr zu viel «Staat» schädlich ist, da viele Krankheiten mit den intimsten, seelischen Gefühlen der Persönlichkeit auf das engste verbunden sind, in denen kein «Staat» irgendetwas zu suchen hat. Denn so sehr der Staat für die Gesundheit der Allgemeinheit seine Mittel zur Verfügung zu stellen hat, so wenig darf er vergessen, dass der einzelne Mensch der Gesellschaft nicht ganz angehört und der Eigenwert seiner Persönlichkeit geachtet werden muss. Jede Sozialisierung des staatlichen Gesundheitswesens mit ihren behördlichen, zahlreichen Formalitäten lockern den menschlichen Kontakt, der für jeden Kranken eine dringende, regenerierende Notwendigkeit ist. Nicht nur, dass dadurch die Familie immer mehr vom Krankenbett verdrängt wird und dem Kranken die von ihr ausströmenden psychologischen, regenerierenden Kräfte entzogen werden, verlieren auch die Ärzte immer mehr den Sinn ihrer eigentlichen Berufung. Besteht doch diese vor allem in einem Dienst, der dem des Seelersorgers in manchem ähnlich ist. Selbst in den Ländern, in denen man den Gesundheitsdienst sozialisierte, wird man sich dieser inneren Zusammenhänge zwischen dem Arzt und dem Kranken immer mehr bewusst, und die Proteste der «sozialisierten» Beamten-Ärzte werden immer häufiger.

Von seiten der 38. Sozialen Woche wurde daher mit Recht betont, dass es christliche Pflicht sei, darüber zu wachen, dass die Prinzipien des Naturrechtes unter allen Umständen gewahrt werden, dass der Mensch niemals als Objekt behandelt werden dürfe, dass man die Rechte der Gesellschaft mit der Achtung vor der Persönlichkeit in Einklang zu bringen habe. Und schliesslich wurde mit Nachdruck darauf verwiesen, dass jede Gesundheitspolitik vor allem ein Werk der Erziehung sei, aus dem die Familie vom Staat nicht ausgeschaltet werden dürfe, und man verhindern müsse, dass er sich selbst anstelle der natürlichen Rolle der Familie setze. H. Schwann.

#### *Das neue tschechoslowakische Familienrecht*

Das neue tschechoslowakische Familienrecht ersetzt das Familienrecht des Zivilgesetzbuches vom 1. Juni 1811, das dem Wesen nach bis zum 1. Januar 1950 in der Tschechoslowakei in Kraft war. Es ist ein Teil der grossen Gesetzesarbeit, die in der Tschechoslowakei zur Verwirklichung der Verfassung vom 9. Mai 1948 in Angriff genommen wurde. Der Beginn dieser Arbeiten fand am 1. September 1948 statt, d. h. in einem Augenblick, da die Frage der politischen und wirtschaftlichen Macht sowie jene der Staatsmacht schon ihre endgültige Lösung zu Gunsten des werktätigen Volkes, mit der Arbeiterklasse an der Spitze, gefunden hatte. Die Unterschiede zwischen diesem neuen Familienrecht und den früheren Bestimmungen, die dieselbe Materie betreffen, sind so grundlegend, dass es vollkommen falsch wäre, darin nur irgendeine Reform des Familienrechtes zu sehen. Es handelt sich vielmehr um eine ganz neue Auffassung der rechtlichen Regelung der ehelichen und familiären Beziehungen in einer Gesellschaft, die dem Sozialismus entgegenght.

Die Regelung der ehelichen und familiären Beziehungen wurde vor allem vollkommen vom Zivilrecht losgelöst, denn das Zivilrecht, dessen Hauptproblem die Frage des Besitzes ist, ist im Grunde genommen nichts anderes als die rechtliche Widerspiegelung der Produktionsbeziehungen. Da in den kapitalistischen Ländern die Ehe und die Familie vom wirtschaftlichen und rechtlichen Standpunkt aus von der wirtschaftlichen Struktur abhängen, so sind sie allen Krisen, allen Depressionen und Konjunkturen des Kapitalismus selbst unterworfen. Aus diesem Grunde sind die Wellen der Trennungen von Tisch und Bett und der Scheidungen sowie die Familienzwietrachten immer die Folgen, wenn nicht die direkten begleitenden Phänomene der wirtschaftlichen Krise des Kapitalismus.

Das neue tschechoslowakische Familienrecht ist nunmehr eine Disziplin des unabhängigen Rechts. Diese Tatsache muss ebenso als ein erster wirklicher Schritt gegen die Teilung des Rechtes in öffentliches Recht und Privatrecht betrachtet werden. Die einzige Teilung des Rechtes, die die sozialistische Auffassung gelten lässt, ist jene in unabhängige rechtliche Disziplinen je nach dem Gegenstand, den sie behandeln.

Die kapitalistische Auffassung des Familienrechtes, die in ihm nur einen Teil des Zivilrechtes sieht, führt übrigens zur Auffassung, dass die Heirat nur ein allen andern vertraglichen Verhältnissen des Zivilrechtes ähnlichen Vertrag darstellt.

Das neue tschechoslowakische Familienrecht hat der herkömmlichen Auffassung der Ehe ein Ende gemacht, indem es sie zur freiwilligen und ständigen Vereinigung von Mann und Frau erklärte. Eine andere tiefgehende Änderung in der Regelung des Familienrechtes besteht in der konsequenten Verwirklichung der Bestimmungen der Verfassung über die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die gesetzlichen Vorrechte des Mannes im kapitalistischen Recht sind der Ausdruck der wirtschaftlichen Unterwerfung der Frau. Die rechtliche Lage und die Pflichten von Frau und Mann sind gemäss den Bestimmungen des neuen Familienrechtes vollkommen dieselben.

Die Gleichstellung der beiden Ehegatten kommt auch in ihren Güterbeziehungen zum Ausdruck. Sie sind nach dem Wortlaut des Gesetzes ermächtigt, sich gegenseitig zu vertreten. Sie sind solidarisch verpflichtet, für die Kosten des Lebensunterhaltes der Familie aufzukommen, selbst wenn diese Kosten durch die Tätigkeit des einen Teils aufgebracht werden.

Durch die Schliessung der Ehe ist keiner der Ehegatten des Besitzes der Güter beraubt, die ihm vorher gehört hatten. Die von den Ehegatten während der Dauer der Heirat erworbenen Güter sind jedoch ihr gemeinsames Eigentum. Ihre entsprechenden Anteile in der Gemeinschaft sind die gleichen. Es spielt keine Rolle, ob die erworbenen Güter infolge einer lukrativen Tätigkeit des Ehegatten erworben wurden, da das Gesetz mit Recht annimmt, dass dank der Pflege, die die Frauen den Kindern angedeihen lässt und infolge der persönlichen Besorgung der Haushaltsarbeiten durch sie, d. h. durch den Beitrag der Frau an das gemeinsame Gut, der Gatte in der Lage ist, seine lukrative Beschäftigung auszuüben. So wird die Haushaltarbeit der Frau eingeschätzt.

Jeder der Ehegatten ist ermächtigt, an die Kosten seiner eigenen Bedürfnisse in dem Masse beizutragen, dass der materiellen Lage der Familie entsprochen ist. Ist der eine daran durch Krankheit, Alter usw. gehindert, so ist der andere Ehegatte gehalten, im Masse seiner Fähigkeiten und seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten am Unterhalt beider beizutragen. Die Lage ist nach der Ehescheidung dieselbe — mit dem Unterschied jedoch, dass nur jenem Gatten, der die Scheidung erreicht hat, das Recht zusteht, vom andern die Deckung der Kosten seiner persönlichen Bedürfnisse zu fordern. Wenn die Scheidung auf Grund gegenseitig zugefügten Unrechts ausgesprochen wird, kann das Recht auf Forderung der Bezahlung der Unterhaltskosten jenem Partner zugesprochen werden, welcher nicht in der Lage ist, für diese aufzukommen. Das

Prinzip der Gleichheit wäre indessen verletzt, wenn infolge dessen die wirtschaftliche Lage jenes Ehegatten, der für die Bedürfnisse des andern aufzukommen hat, sich dadurch verschlimmern würde; aus diesem Grunde werden sich die wirtschaftlichen Bedingungen und das Lebensniveau der geschiedenen Ehegatten immer auf demselben Niveau halten. Die Verpflichtung erlischt erst mit dem Eingehen einer neuen Ehe durch den unterstützten Ehegatten oder durch dessen Tod.

Die Prinzipien der Verfassung, die sich auf die Gleichberechtigung von Mann und Frau beziehen, finden auch ihre Anwendung in den Bestimmungen über die Erziehung und die Alimente für die Kinder. Die frühere Einrichtung der väterlichen Gewalt, die auf das römische Recht zurückzuführen ist, wird nach den Bestimmungen des neuen Rechtes durch die Einrichtung der elterlichen Gewalt ersetzt und sie wird auf Grund des Gesetzes von beiden Eltern gemeinsam ausgeübt. Auf diese Weise sind beide Eltern gehalten, gemäss ihrer Fähigkeit und ihren wirtschaftlichen Möglichkeiten zur Erziehung und an die Alimente für ihre Kinder beizutragen.

Die Anwendung des Prinzips der Gleichheit aller Bürger ist nicht auf die Ehegatten und ihre Kinder beschränkt. Das neue Familienrecht schafft auch konsequent die rechtliche

Einrichtung der legitimen Kinder und jener der natürlichen Kinder ab. Die Stellung der Kinder in den Beziehungen mit ihren Eltern hängt keineswegs vom ehelichen oder ausserehelichen Charakter der Bindung ab. Es gibt daher gegenüber den ausserehelich geborenen Kindern keine Diskriminierung mehr. Das Gesetz unterstreicht auf diese Weise das Prinzip der Verfassung, dass niemand seiner Herkunft wegen Unrecht erleiden darf.

Eine weitere prinzipielle Änderung, die durch das neue tschechoslowakische Familienrecht eingeführt wurde, ist die obligatorische Einführung der Zivilehe. Gegenwärtig kann in der Tschechoslowakei eine Ehe nur vor dem zuständigen örtlichen Nationalkomitee gültig abgeschlossen werden. Es ist unerlässlich, dass die ehelichen Beziehungen, denen der Staat seinen ganzen Ernst, seine Unterstützung und seine Autorität verleihen muss, von ihrem Anfang an unter die Zuständigkeit des Zivilrechtes fallen muss. Die Aufgebote wurden aufgehoben und die Eheschliessung vor dem Nationalkomitee ist absolut gebührenfrei. Es steht im Ermessen beider Ehegatten, nach der Schliessung der Zivilehe diese in der von der Kirche oder ihrer Religion vorgesehenen Form zu feiern.

(Tschechoslow. Nachrichten)

## Buchbesprechungen

**Becher Hubert: Die Jesuiten.** Geschichte und Gestalt des Ordens. München 1951, Kösel-Verlag. 438 Seiten in Grossoktav mit Abbildungen.

**Bauhofer Oskar: Das eigenössische Jesuiten- und Klosterverbot.** Geschichte und Rechtsfrage. Zürich 1951, Thomas-Verlag. 70 Seiten broschiert.

1. Heinrich Heine meinte einmal in seinen berühmt gewordenen Pariser Berichten an die Augsburgische Allgemeine Zeitung (1843), der Jesuitenorden sei so gründlich verleumdet worden, «dass noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiisches Urteil über ihn fällen» werde. Der Tag werde indes kommen, «wo man auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine Verdienste anerkennen» werde. Heines Wort scheint sich im 20. Jahrhundert endlich zu erfüllen. Seit den Forschungen des Protestanten Heinrich Böhmer über Ignatius von Loyola und seinen Orden hat auf nichtkatholischer Seite eine zusehends objektivere Beurteilung Platz gegriffen. Es folgte das Buch des ungarischen Calviners Fülöp-Miller (Macht und Geheimnis der Jesuiten, 1929). Es war zwar nicht die Arbeit eines Fachhistorikers mit neuen Forschungen und Ergebnissen, aber doch eine erstaunliche Leistung an objektiver Haltung und Einführung in das Wesen des Jesuitenordens. Sein Verdienst war, manche Mauern des Vorurteils zum Einsturz gebracht zu haben. Das Buch dieses genialen Journalisten blieb freilich nicht frei von gewissen Einseitigkeiten, Missverständnissen und da und dort auch Sensationshaschereien.

Von katholischer und jesuitischer Seite war auf deutschem Sprachgebiet, ausser Einzelstudien wie etwa Peter Lipperts «Psychologie des Jesuitenordens», kaum etwas vorhanden, das eine umfassende und nüchterne Orientierung über Geist und Geschichte des Gesamtordens geboten hätte. Diesem fühlbaren Mangel hat nun der deutsche Jesuit Hubert Becher mit seinem neuen Buch abgeholfen. Mit einem besonderen Blick für das Wesentliche und Entscheidende und einer klugen Auswahl des überreichen Stoffes führt er den Leser in die geistigen und historischen Grundlagen des Ordens ein. Was dem aussenstehenden Historiker an letztem Verständnis der Gesellschaft Jesu abgehen muss, vermag Becher als Jesuit gleichsam von innen her in reicher Fülle zu ergänzen. In glänzend geschriebenen Kapiteln geht er zunächst auf den geistigen Standort des Ordensgründers, auf den wesentlichen Gehalt seiner berühmt gewordenen Exerzitien und Ordenskonstitutionen ein. In einem zweiten Teil wird dann das «goldene Jahrhundert» des neuen Ordens berührt, wobei es dem Verfasser weniger auf die Darstellung der äusseren Geschichte ankommt, als im Anschluss an die Tätigkeit der Ordensgeneräle auf die innere Gestalt und Entfaltung. Im dritten Teil wird der welthistorische Kampf und Untergang des Ordens im 18. Jahrhundert geschildert. (Ganz hervorragend das Kapitel über den neuen Geist der Aufklärung.) Im letzten Teil folgt die Wiederherstellung des Ordens und seine äussere und vor allem innere Entwicklung im 19. Jahrhundert. Zeittafel und Namenregister ergänzen das ausgezeichnete

Werk. Ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur musste leider aus Raumangel ausgelassen werden. (Es wäre wohl wertvoller gewesen als die unwichtigen und zu ausführlichen Bildhinweise im Anhang.) Auch auf jeden wissenschaftlichen Apparat wurde verzichtet, da das Buch nicht nur den Historiker, sondern einen möglichst weiten Leserkreis ansprechen will.

Es ist im ganzen ein hervorragend gelungener Wurf, der ein abgerundetes Gesamtbild über den Orden bietet. Auf geschichtliche Vollständigkeit erhebt es keinen Anspruch, es will kein Nüchschlagewerk über alles und jedes sein, keine blutleere Aufzählung äusserer Ereignisse und Entwicklungen, sondern mehr eine geistesgeschichtliche Einführung in Wesen und Geschichte des auch heute noch umstrittenen Ordens. Die gesättigte und sprachlich gepflegte Darstellung vermeidet jede Polemik und selbst Apologetik. Sie beschönigt nichts, weist offen auf die Gefahrenmomente des Ordens und auf manches äussere Versagen hin. Wer eine nüchterne und sachliche, dabei lebendig geschriebene Einführung vor allem in die inneren Motive und Triebkräfte des Ordens sucht, wird nach dem Werke Bechers greifen müssen, dem der verdiente Köselverlag übrigens eine prächtige Ausstattung mitgegeben hat.

2. In einer sorgfältig abgefassten Broschüre erhebt nun auch Oskar Bauhofer sein gewichtiges Wort zur schweizerischen Jesuitendiskussion, die ja in den letzten Jahren wieder recht lebendig geworden ist. «In niemands Auftrag und auf niemands Wink» (5) unternimmt der Verfasser eine «doppelte Revision» des Problems, geschichtlich und rechtlich-politisch. Er versteht es dabei, neue Aspekte aufzuzeigen, oder doch stärker zu betonen, so dass auf die etwas zerredete Frage neue Schlaglichter fallen.

Im geschichtlichen Teil betont Bauhofer mit Recht die stetige Verknüpfung der Jesuiten- mit der Klosterfrage. Die Feindschaft gegen den Jesuitenorden war ja nur ein Teil der allgemeinen Feindschaft der Aufklärung gegen das katholische Ordenswesen überhaupt. Wichtig ist vor allem auch Bauhofers Hinweis, dass Jesuiten- und Klosterverbot letztlich einer längst überholten Theorie über Staat und Kirche entspringen sind, dem Staatskirchentum des josephinischen Zeitalters, der staatlichen Suprematie über die Kirche. Der Freisinn sei zwar längst über diese Theorie des 18. Jahrhunderts, die er im 19. so eifrig weiterkolportiert hat, hinausgewachsen. Aber die Früchte dieser längst überholten Theorie, das Jesuiten- und Klosterverbot, schleppen sich in der Bundesverfassung unbekümmert weiter. Und die Schweiz kämpft, als einziger Staat der westlich-demokratischen Sphäre, wenigstens in der Bundesverfassung «noch immer den Kulturkampf von ehedem» (12). — In seinen rechtlichen Ausführungen weist der Verfasser eindringlich auf das dem katholischen Volksteil angetane materielle Unrecht durch die Ausnahmeartikel und auf die gravierende Verletzung des Rechtsstaates hin. Er appelliert zum Schluss an alle, gleichviel welcher Parteirichtung und Konfession, das Unrecht in der Bundesverfassung zu tilgen und die Reinheit unseres Rechtsstaates wieder herzustellen. «Ver-gessen wir nicht: Die Welt schaut uns zu, wenigstens die westliche, ob die

Schweiz noch weiter ‚Kulturkampf‘ spielt» (68). Die Beseitigung des Unrechts dürfe deshalb nicht die Sache einer einzelnen Konfession und Partei bleiben: «Es ist im höchsten Sinne des Wortes eine nationale Angelegenheit — und von unaufschiebbarer Dringlichkeit» (70).

Bauhofers Schrift ist ein verdienst- und wertvoller Beitrag zur schweizerischen Jesuitenfrage und gibt in ihrer Abgeklärtheit eine Plattform ab, auf der sich Freund und Gegner wohl finden könnten. Die verdichtete, nicht immer leicht lesbare Darstellung macht sie freilich eher für den Gebildeten als für breite Volkskreise geeignet. Die gründlichen, aufgeschlossenen und weithorizontigen Erwägungen allgemein staats- und rechtspolitischer Natur sind weit über die spezielle Kloster- und Jesuitenfrage hinaus bemerkenswert. F.S.

**Kühner Hans: Vinzenz von Paul** (In seiner Zeit und im Spiegel seiner Briefe). Vorträge und Gespräche. Benziger-Verlag, Einsiedeln 1951, 272 Seiten.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Gestalt dieses «grand Saint du grand Siècle» in die von H. U. v. Balthasar herausgegebene Reihe der «Menschen der Kirche» aufzunehmen. Der Absicht der ganzen Sammlung treu bleibend, besteht das Anliegen auch dieses 10. Bandes weniger darin, die äusseren Taten von Herrn Vinzenz zu schildern, als vielmehr in seinem Selbstzeugnis die inneren Gesinnungen offenbar werden zu lassen, die ihn zu einem Grossen im Reiche Gottes machten. Die hier vorgelegte Auswahl aus den Briefen und Vorträgen des Gründers, Apostels und Heiligen vertritt in allen Teilen den echten Geist dieses ausserordentlichen Werkzeuges der göttlichen Barmherzigkeit für die grauenhafte Not im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Er zeigt sich uns nicht nur als der Heilige des «bon sens», dem alles Exzentrische in tiefster Seele verhasst ist, sondern noch eindringlicher als der Mann des unbedingten Gehorsams gegen Gott und einer sich rücksichtslos verzehrenden Liebe im Dienste menschlichen Elends, wo ihm dieses begegnet. Was ihm aber vor allem am Herzen liegt, für sich selber wie für seine Mitarbeiter, das ist der Geist der Demut, die ihm als die Grundvoraussetzung alles Erfolges erscheint.

Überraschenderweise finden wir an der Spitze der Selbstzeugnisse des Heiligen seinen Bericht über die Sklavenjahre in Nordafrika. Da nach dem Ergebnis der neueren historischen Forschung Vinzenz diese Gefangenschaft tatsächlich nie erlebt hat, gehört diese phantasievolle Schilderung

einer Zeit an, die vor seiner Bekehrung zum wahren «Menschen der Kirche» liegt. Wir verstehen deshalb sehr wohl, wenn der Heilige in späteren Jahren, wenn auch ohne Erfolg, sich um die Vernichtung dieses Briefes bemüht hat. Diese Feststellung bringt uns auf einen Punkt zu sprechen, der die im übrigen ausgezeichnete biographische Einführung des Buches betrifft. Dem Bilde eines grossen Menschen der Kirche tut es keinen Abbruch, wenn wir in aller Offenheit zugeben, dass er nicht von Anfang an der grosse Heilige war, als den wir ihn heute mit Recht verehren. Ja, gehört es nicht wesentlich zum richtigen und für uns auch tröstlichen Verständnis eines Heiligen, zu sehen, wie ihn die göttliche Gnade in einem gegebenen Augenblick aus einer fragwürdigen Mittelmässigkeit des bisherigen Lebens heraus hob, um ihn zu ihrem erwählten Werkzeug umzuformen? Deshalb wäre es nicht notwendig, z. B. die frühe Priesterweihe des kaum 19jährigen Vinzenz mit seinem aussergewöhnlichen Wissen und seiner seltenen Reife zu rechtfertigen. Denn die Gründe für diese frühe Weihe liegen ganz wo anders und tragen keineswegs erbaulichen Charakter. Vinzenz war eben damals noch nicht der Mann, den uns die Texte dieses Buches schildern.

Trotz dieser kritischen Bemerkung soll der unbestreitbare Wert des uns vorliegenden Bandes nicht geschmälert werden. Wir gestehen, dass er uns persönlich reichen Gewinn gebracht hat, und dass wir davon überzeugt sind, er werde die ihm gestellte Aufgabe erfüllen: Mitzuwirken, unserer Zeit wahre Menschen der Kirche zu erwecken. Stö

**Herausgeber:** Apogetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13.

**Abonnements und Inseraten-Annahme:** Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementspreise:** Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxembourg: Jährl. Bfr. 140.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM. 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh., c/c No. 86047, Strasbourg.

DR. MARTHA PAULUS  
**BARBE ACARIE**

*Eine Dame der Pariser Gesellschaft  
des 16. Jahrhunderts. Eine Selige des Karmels.  
Das Vorbild der «Philothea» von Franz v. Sales*  
152 S. Geb. Fr. 5.80

Die Gestalt Madame Acaries, der Gattin, Mutter und Dame der grossen Welt, ist in dem Buch prachtvoll herausgearbeitet. Es fesselt die überaus lebendige Schilderung des historischen Hintergrundes mit seinen ungeheuren Spannungen. Von ihnen hebt sich die Selige in der Darstellung rein und klar ab. Es gibt die Verwirklichung grosser religiöser Aufträge von allgemeiner Bedeutung nicht nur vom Kloster aus, sondern auch inmitten der Welt und des Hineingestelltseins in sie. In der Vermittlung dieser Gewissheit liegt die eigentliche Bedeutung dieses Buches, für dessen schöne klare Linie wir Martha Paulus von ganzem Herzen danken. Gertrud v. le Fort Die Schilderung dieses Lebens, die sich durch ein feines Gefühl für die Farbe der Zeit und der gesellschaftlichen Formen auszeichnet, ist sehr dankenswert. Reinhold Schneider

Die Verfasserin hat dem deutschen Leserkreis ein ganz kostbares Geschenk gemacht. P. Ambrosius, Rom Das Buch ist prächtig gedruckt und mit einem wirksamen Umschlag versehen, der nach einem Stich Callots Paris im 17. Jahrhundert zeigt.

New Yorker Staatszeitung  
Durch jede Buchhandlung Schweiz. Alleinauslieferung

**CHRISTIANA-VERLAG**

Tel. (051) 46 27 78 Zürich 52

**Photoapparate - Reparaturen**

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse —  
Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen —  
Totalrevisionen

**O. BUSCH** Spezialwerkstätte für Photo-  
reparaturen u. Feinmechanik  
Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04



**VENTILATOR AG. Stäfa ZH**

Telephon (051) 93 01 36

**KIRCHENHEIZUNGEN  
RAUMLÜFTUNGEN**

Mario Galli

**MARIA**

*des Erlösers hohe Gefährtin*

«Orientierung», Auf der Mauer 13, Zürich 1

72 Seiten, broschiert, Fr. 2.50

Zu beziehen durch Rex-Verlag, Luzern

Die Broschüre bearbeitet in äusserst gründlicher Weise die Neuerscheinungen und Diskussionen, die durch die Dogmatisierung der Himmelfahrt U. L. Frau bei Freund und Gegner angeregt wurden. Die Grundfragen werden klar herausgestellt und die katholische Lösung gut unterbaut vorgelegt. Eine Gesamtschau der neueren Literatur ist beigelegt.